

Donnerstag, den 14. Februar 1895.

Strandgut.

Novelle von F. von Brun Barnow. (Fortsetzung.)

Wir stehen uns in Mailand nieder. Ich besaß ein kleines Vermögen, das mir nach dem frühzeitigen Tode meiner Eltern zugefallen war, und einen sorglosen Geist, der das Rechnen nicht verstand. Am meinsten jungen Frau den Abstand zwischen den glänzenden Verhältnissen, in denen sie bisher gelebt, und meinen bescheidenen nicht zu fähig zu machen, meinte ich eine Villa, in welcher ich sie mit all dem Comfort zu umgeben fachte, an den sie gewöhnt war. Doch hierbei der größte Teil meines Vermögens aufging, was ich nicht weiter in Heberlegung und rechnete auf mein Talent, welches die Erbschaftfrage sichern sollte. Ich malte in dem paradiesischen Stillleben, das mir in strenger Zurückgezogenheit führte, viel und besäufelte mit meinen Bildern die Ausschweifungen oder schickte sie kunsthandeln zum Verkauf an. Zugewissen hatte die Geburt eines Töchterchens unser Glück vervollständigt, uns aber auch mächtige ernste Aufgabe gebracht.

In den ersten Jahren unserer Ehe kamen die Gelder für meine Arbeiten pünktlich ein, und ich gab mich der Hoffnung hin, daß es auch so bleiben würde. Aber es blieb nicht so und die Sorge klopfte er lieb, dann immer lauter an meine Thür. Mein junges Weib litt am meisten unter dem neuen ungewohnten Kampfe ums Dasein, und oft fand ich sie neben dem Bettchen unseres Kindes in Tränen. Sie branten wie Feuer in meiner Seele und ich sann Tag und Nacht auf Abhilfe unserer Sorgen. Endlich schien sie gefunden. Ich erinnerte mich, wie ich als Knabe meinen Vater auf seinen kunstfertigen begleitet und welchen Beifall mein Geigenpiel verdient hatte. Erst meine Vorleser zu Malerei hatte dieses Talent in den Hintergrund gedrängt und viele als meinen Beruf erwählten lassen. Jetzt beschloß ich, mit Hilfe meiner Weibe, die für meine Frau und mich die schönste Unterhaltung in unserem paradiesischen Stillleben gewesen, meine Erziehung zu verdoppeln und eine Kunstreihe durch Italien anzutreten. Gleichgültig hoffte ich, auf dieser am sichersten die ausstehenden Gelder für meine Weib einzunehmen, da ich mir bessere Resultate von einer peripatetischen, als schriftlichen Mahnung versprechen konnte. Es war nach unserer Verheiratung die erste Trennung von Weib und Kind und kostete uns Weiben schwere Kämpfe, aber die Notwendigkeit forderte sie.

Ich blieb länger fort, als ich erwartete. Die wärmere Saison war meinen Concertvorstellungen nicht günstig und das Eintreiben der Gelder langsamer und schwerer, als ich vorhergesehen hatte. Endlich kehrte ich mit den erlöhnten Mitteln ausgerüstet nach Mailand zurück. Eine Depesche hatte meine Weibin angezeigt. Ich war daher erkrankt, als ich in meiner Villa ankam, ohne, wie ich gehofft, mein geliebtes Weib zu sehen. Statt dessen kam mir unsere alte Dienerin, eine Italienerin, mit verweinten Augen in der Vorhalle entgegen und berichtete unter Schluchzen, daß vor einigen Tagen ein fremder, sehr vornehmer Herr in der Villa gekommen und meine Frau einige Stunden darauf mit ihm in Begleitung ihres Pösterchens die verlassen habe. Ein zurückgelassener Brief sagte mir das Weitere. „Zürne mir nicht, lieb es darin, daß ich Deine Mütterchen nicht abgemerkt, die ich meinem Bruder an das Sterbebett meines Vaters gefolgt. Das bevorstehende Ende des Letzteren düsterte aber keinen Aufschub. Durch einen Zufall erfuhr mein Bruder unsere Adresse, ein Kunsthandler in Wien gab sie ihm, derselbe, dem Du Dein geliebtes Weib zur Auslieferung geschickst. Er reiste darauf sofort ab, um mir noch eine Verabredung mit meinem Vater, ehe es zu spät ist, zu ermöglichen. Ich kam ihm meine Dankbarkeit für sein brüderliches Interesse nur beweißen, indem ich ihm sofort folgte. Unser Töchterchen nehme ich mit, ich hoffe, unter seiner Mutter wird der beste Verwalter zu einer Verabredung werden. Mein Bruder hat mir außerdem versprochen, unsere Sorgen zu erleichtern und mir eine Zulage auszusprechen. Sobald ich Zeit finde, erhalte ich Nachricht von mir.“

Ich war der Verweisung nach. Der ganzen Abfassung des Briefes merkte ich bereits den unglücklichen Einfluß ihres Bruders an und durchschaute besser als mein argloses Weib, daß ihres Vaters bevorstehendes Ende nur ein Vorwand gewesen, um uns zu trennen. Und so war es. Ich wartete zwei, drei, vier Tage. Als immer noch keine Kunde von ihm kam, reifte ich nach Wien, wo die Familie meiner Frau den Winter zu verleben pflegte. Die Verhältnisse seien schon mehrere Jahre im Auslande, so wußte keiner oder wollte Niemand wissen. Meine Verweisung, meine wahnwitzigen Klagen trafen nur Aehelnden und kalte Zurückweisung. Keiner konnte den kühnen Schritt vergeblich, mit dem ich ein armer Künstler in die höchsten aristokratischen Kreise gewagt, um eine Prinzessin Hohenheim gegen den Willen ihrer Familie zu ihrem Weibe zu machen.

„Prinzess Hohenheim!“ unterbrach Graf Fabrice, der in atemberaubender Spannung der Erzählung gefolgt war, Campella. „So sind Sie Carlos Gemardi! Ich erinnere mich des Aufsehens, welches damals die Geschichte gemacht, ich hörte dieselbe als jungen Mensch wieder im Hause meiner Eltern, die mit dem Fürsten Hohenheim weltwärts verwand, besprechen.“

„Ja“, gab Campella zu. „Ich bin jener unglückliche Gemardi, dem man sein Weib gestohlen, den man mit Füssen getreten — den man — o Gott —“ Er brach kurz ab und deckte, überwältigt von den einführenden Erinnerungen, mit der Hand seine Augen.

„Armer Campella“, beschwichtigte ihn, von Mitleid hergerissen, Graf Fabrice und legte seine Rechte auf seine Schulter. „Ich begreife, Sie wissen entsetzlich in jeder Zeit gelitten haben und noch leiden. Ich bitte Sie aber, lassen Sie die Erinnerung an jene schreckliche Zeit ruhen und sagen Sie mir nur das Eine: Hören Sie nie wieder von Ihrem Weibe, Ihrem Kind?“

„Ja — ich hörte von ihnen“, erwiderte Campella tonlos. — „Man fand mich eines Tages hier und meines Kindes Todesanzeige zu — das heißt, man stielte mir mit, daß sie

auf ihrer Flucht zu mir die Straße des Himmels kreuzt und sie mit ihrem Kinde mit dem Dampfer „Amanita“ untergegangen sei!“

Graf Fabrice sprang wie elektrisiert empor. „Meine Ahnung — o Gott meine Ahnung!“ rief er außer sich.

„Im Gotteswillen, Graf, aber — sprechen Sie Ziel!“ unterbrach ihn Campella. „Sprechen Sie nicht auf die Folter, sagen Sie, was Sie wissen!“

„Ich weiß mir“, erwiderte Graf Fabrice, seine Aufregung zur Rede zwingend, „daß einzig Gerettete der untergegangenen „Amanita“ der Schiffsarzt des Hohenheim gewesen, und daß, wenn wir die Möglichkeit besäßen mit dem Willen Ihrer unglücklichen Frau in Betracht ziehen, kein Zweifel vorliegt, daß die junge Dame Ihre Tochter ist.“

„Amanita“ Graf Campella packte in seiner ungeheuren Erregung Fabrices Arm. „Ihr das haben Sie zu ruhin,

als ahnten Sie nicht, welchen Himmel Sie mir damit erschließen? O Gott“, er ließ den Grafen Arm wieder frei, brühte die Hände vor die Stirn, als könne er diese Wahrheit nicht fassen, und rief: „Es ist fast zu viel des Glückes nach einer langen Weibe manchen Jahren, einhundert Jahre!“

Graf Fabrice, der weit davon entfernt war, ruhig zu sein, es aber zu sagen verstand, damit die Wogen der Erregung auf beiden Seiten nicht gleich hoch gingen, sagte beschwichtigend:

„Fassen Sie sich, theurer Campella. Sie bedürfen jetzt der ruhigen Heberlegung, um die Situation klar zu übersehen.“

„Sie glauben doch nicht etwa, daß —“

„Daß Mana nicht Ihre Tochter ist?“ vollendete Graf Fabrice. „Nein.“

(Fortsetzung folgt.)

2. Ziehung der 2. Klasse 192. Kgl. Preuss. Lotterie.

Was die Gewinnliste des 100. Zugs bei den betreffenden Nummern in Klammern beigefügt.

Table with multiple columns of numbers and prize amounts. Includes sub-headers like '12. Februar 1895, vormittags' and '14. Februar 1895, nachmittags'.

2. Ziehung der 2. Klasse 192. Kgl. Preuss. Lotterie.

12. Februar 1895, nachmittags.

Table with multiple columns of numbers and prize amounts. Includes sub-headers like '14. Februar 1895, vormittags' and '16. Februar 1895, nachmittags'.

Table with multiple columns of numbers and prize amounts, continuing the lottery results.

